



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 68.

Dienstag, 20. März

1928.

(15. Fortsetzung.)

Der Reiter und die Frau.

Von Walter von Rummel.

(Nachdruck verboten.)

Dies war leichter gesagt und geraten als getan. Denn in dem Augenblicke, wo sie Ried nicht mehr damit necken konnte, hatte der scherzhafte Anschluß an Gertrud seinen eigentlichen Sinn verloren. Ein Gefühl der Vereinsamung begann sie bald zu beschleichen. Seht, wo sie ihn nicht mehr sah, wo ein Wink oder Ruf ihn nicht mehr an ihre Seite brachte, konnte sie erst recht ermessen, wieviel er ihr in den letzten Monaten, noch mehr in der allerjüngsten Zeit geworden war. Nicht Gertrud und niemand sonst auf der Insel konnte seinen Platz ausfüllen, keiner die Leere, die sie mit sich herumtrug, verschneiden. Alle waren schließlich doch nur Fremde für sie. Ihre Gedanken waren jetzt viel mehr bei ihm als in den Tagen, wo sie ihn sich nahe wußte. Neue überkam sie, daß sie ihm das Leben allzu schwer gemacht hatte. Ihr ganzer Übermut war verslogen. Wenn sie nun mit Gertrud — noch häufiger fast allein — die Insel durchwanderte, trug sie viel Nachdenkliches mit sich herum. Seltener, weniger hell und froh tönte ihr Lachen durch Waldbüsch und Ufergesträuch.

Besorgnis und Unruhe erfüllten sie. Sie war vollständig im Unklaren darüber, wohin Ried gegangen war und was er im Schilde trug. Zweifellos hing seine Abreise von der Insel eng mit ihrem Schicksal zusammen. Hatte sich in Feurbrule irgend etwas ereignet, was in Gegenwart oder Zukunft eingreifen konnte, hatte Héricourt einen neuen Schachzug getan? Oder waren aus Josephs Reise nach Bern Weiterungen entstanden? War sonst Unerwartetes geschehen? Waren es böse oder gute Nachrichten, die Ried von der Insel fortgerufen hatten? Von hundert Fragen wurde sie geplagt. Nicht auf eine konnte sie antworten. Das einzige, was sie wußte, war, daß ihm am Tage, bevor er wegging, ein Fischer, der mit dem Kahn von Neuenstadt gekommen war, einen Brief gebracht hatte. Von seinem Inhalt hatte er ihr keine Kenntnis gegeben. „Ein Liebesbrief, den mir ein hübsches Mädchen vom Ufer drüben geschrieben hat“, hatte er scherzhaft gemeint. „Den darf ich Euch doch noch nicht lesen lassen. Keine Frau wird so etwas von ihrem Manne verlangen. Haltet aber die Augen gut offen, sonst geh ich Euch plötzlich auf und davon.“

Sie tappte im Dunkeln. Sie ängstigte sich um Ried. Sie wußte, sie würde zu keiner Ruhe mehr kommen, bevor er nicht wieder glücklich zurückgekehrt war.

Auch ihre eigene Lage erfüllte sie mit trüben Gedanken. Solange Ried bei ihr gewesen, war es ihr gegliückt, ihrer Gedanken Herr zu werden und sie fern zu halten. Nun rückten sie wieder von allen Seiten heran und umlagerten sie im Kreise. Sie verstand es nicht mehr, ihnen zu entrinnen. Was sollte aus ihr und ihrem Leben werden? Sie war eine Frau, die ihrem Manne davongelaufen war. Das genügte, daß man überall den Stab über sie brach. Sie hatte keinen Grund und Boden mehr unter den Füßen. Die ganze Zukunft war ihr mit dichten Schleiern verhüllt.

Hätte sie nur wenigstens irgend einen Menschen gehabt, mit dem sie sich hätte aussprechen können. Aber auch dies war ihr verlagert. Ihr Mund mußte verschlossen bleiben, ihre Schultern hatten die ganze Last

allein zu tragen. Sie war oft todmüde von den langen, qualvollen und nutzlosen Wegen, die ihre Gedanken gingen.

Da fiel ihr eines Tages der „Emil“, den ihr Ried in Neuenburg geschenkt hatte, in die Hand. Sie nahm das Buch, trug es mit sich fort, setzte sich auf eine Bank am Waldrand und begann zu lesen. Manches darin überraschte sie wie etwas unerhört Neues und Kühnes. Manches reizte sie auch zum Widerspruch. Anderes schien ihr wieder vertraut. Dies und jenes hatte sie selbst wohl schon sich so ungefähr gedacht, ohne es deutlich und mit Worten aussprechen zu können. Was an ihrem Auge wie flüchtiger, unfassbarer Nebel vorbeigegangen war, fand sie hier in fester Form gegossen und geprägt, mit starken, festen Strichen hingeworfen. Die tiefe Menschenliebe, auf der das Buch sich aufbaute und es von Anfang bis zu Ende durchflutete, verjüngte sie auch mit dem Wenigen, womit sie sich nicht befreunden konnte, strömte voll und warm auf sie über.

Sie ließ sich von Gabriel die Lieblingswege zeigen und vom Aufenthalte des Philosophen auf der Insel erzählen. Wie er heiter, froh und glücklich gewesen. Wie er es nur nicht liebte, wenn man seine Einsamkeit störte. Der Schaffner wies ihr in Rieds Zimmer die bewegliche Bodentafel, durch die Rousseau vor unwillkommenen Gästen in das Erdgeschloß sich flüchtete. Wenn dann Gabriel Engel im Augenblicke nichts weiter mehr zu sagen wußte, nahm sie wieder das Buch zur Hand und las. Die großen Linien, die sie da gezogen fand, führten sie aus ihrer eigenen Enge heraus und ließen sie für eine Weile ihre seltsame Lage vergessen. Bald war sie so weit, daß sie gar nicht mehr den Zuspruch anderer Menschen brauchte, ihn nicht mehr entbehrte. Und dies dankte sie dem Buche, das ihr Ried geschenkt. Nicht durch einen anderen Menschen, sagte einmal Rousseau, läßt Gott seine Befehle dem Menschen übermitteln. Er jagt es ihm selbst, schreibt es ihm in die Tiefe seines eigenen Herzens.

Dieses Wort kam ihr zu guter Stunde. Wenn sie wieder nicht mehr wissen sollte, wie und wohin sie den Fuß zu setzen hätte, würde sie sich bei ihrem Herzen Rat holen.

Ried war, nachdem ihn Gabriel Engel übergeleitet, auf der Uferstraße nach Neuenstadt dahingeschlendert. Kurz vor dem Orte kam ihm Kirchberg entgegengetraut. Er führte den Rappen mit. Ried sah auf, und sie schlugen die Richtung nach Neuenburg ein.

„Alles glücklich verlaufen?“ fragte Ried.

„Glänzend, über alles Erwarten gut“, antwortete Kirchberg und lachte vor sich hin.

„Erzähle.“

„Es ging alles so ähnlich, wie wir es uns ungefähr ausgerechnet hatten, die Fahrt nach Biel, wo ich den Kapitän Stärl und seine Freundin in den Wagen nahm, die Fahrt nach Bern. War die Straße gerade und gut zu überblicken, sah ich in der Ferne und weit hinter uns einen einzelnen Reiter. Ich hielt ein paar mal an und ließ die Pferde verschmausen. Aber der

Reiter überholte uns nicht. Fuhr ich wieder weiter, so sah ich ihn neuerdings ein gut Stück hinter uns. Er verlor nicht die Fühlung mit dem Wagen. Ich wußte also, daß man uns folgte und uns beobachtete.

In Bern fuhr ich am Gasthof zum Bären vor. Kapitän Stark und seine Freundin stiegen aus und verlangten ein Zimmer. Ich ließ Wagen und Pferde auf der Straße vor dem Bären noch eine Weile stehen, ließ die Lauben vor, drückte mich in ein Haustor und wartete. Ich brauchte nicht lange zu stehen. Schon kam der Leibjäger langsam heran, ritt bis in die Nähe des Bären, stellte fest, daß der Wagen dort hielt und seine Insassen ausgestiegen waren. Er ritt in den Löwen hinüber, stellte sein Pferd ein und ließ sich ein frisches Geben. Während ich im Hofraum des Bären Wagen und Pferde versorgte, sah ich in der Torsfahrt noch einmal sein schiefes Gesicht herumschleichen. Als er mich erblickte, schien er befriedigt, sah auf und ritt davon. Nach Westen zu, ins Seeland, nach Teurbrul. Schon am Abend war er wieder da, kam mit Héricourt im Wagen zurück.

Héricourt läuft am nächsten Morgen sofort zum Schultheißen und zu etlichen Herren vom Großen Rat. Es gelingt ihm, einen Haftbefehl gegen dich zu erwirken. Schon rücken auch die Büttel beim Bären an und nehmen den Kapitän Stark mit. Der lacht und erklärt, er heiße nicht Ried, weiß auch seinen Paß vor. Hilft ihm aber alles nichts, mit muß er. Seine Freundin hat er, da wir solches kommen sahen, schon am Tag vorher anderswo untergebracht. Stark läßt sich die Verhaftung nicht gefallen, reißt das Maul schrecklich auf, schlägt einen tollen Lärm und droht mit der Intervention Marschall Reiths. Sie führen ihn vor, laden auch Héricourt dazu. Der kann nichts anderes tun, als erklären, daß Stark nicht der von ihm Gesuchte sei. Er entschuldigt sich, so gut er kann. Und ebenso müssen das der Schultheiß und die vom Großen Rat tun. Die ganze Gesellschaft macht lange und erstaunte Gesichter.

An demselben Vormittage gehe ich mit meinem Vetter, dem kaiserlichen Gesandten, am Zeitglockenturm vorbei. Ich trage ihm gerade vor, daß ich eine warm gehaltene Empfehlung für die Petersinsel benötige, als sich plötzlich eine Hand auf meine Schulter legt. Ich sehe mich um. Ein paar Leute der Stadtwache sind, angeführt vom Leibjäger, der mich entdeckt und erkannt hat. Ich sei der Diener des Herrn von Ried, den man überall in der Stadt suche, beteuert er. Ich lache ihm, lache der Stadtwache ins Gesicht, frage sie, ob sie glauben, daß ein simpler Diener in Seidenrod und Degen mit dem kaiserlichen Gesandten promenierte, ziehe auch meinen Paß heraus. Die Stadtwache flucht. Als nun auch noch mein Vetter, der ihnen wohlbekannt ist, kräftig dreinwettert und flucht, nehmen sie statt meiner den Leibjäger mit. Mein Vetter läuft sofort zum Schultheiß, beschwert sich über die ihm auf offener Straße widerfahrene Belästigung, läßt, nachdem man sich entschuldigt und Bestrafung des unvorsichtigen Denunzianten zugesichert, auch gleich ein Wort über meinen Aufenthalt auf der Petersinsel und eine diesbezügliche Empfehlung einfließen. Der Leibjäger Héricourts sitzt nun bis zur Klärung des nicht so leicht zu entwirrenden Sachverhaltes im Turm zu Bern fest. Sein Herr aber ist, nachdem er dich drei Tage in Bern vergeblich gesucht, sehr empört nach Teurbrul zurückgefahren. Vor seiner Heimkehr aber war ich bereits in Teurbrul.

„Du?“

„Ja — aber davon später.“

„Besser wär's, sie hätten Héricourt auch für eine Weile festgesetzt. Wir wären leichter zu Frau von Héricourts Garderobe und Häbseligkeiten gekommen.“

„Es wird allerdings nichts übrig bleiben, als ihn neuerdings von Teurbrul wegzulassen und dann in seiner Abwesenheit reinen Tisch zu machen. Ich habe das übrigens bereits in die Wege geleitet.“

„Wie?“

„Ich habe ihm heute morgen einen reitenden Boten mit der mündlichen Nachricht von seinem besten Freiburger Freunde geschickt, daß Frau von Héricourt sich zu diesem geflüchtet habe. Er möge seine Frau dort abholen, oder Nachricht geben, was zu geschehen habe.“

Ich denke, Héricourt wird sofort nach Freiburg fahren. Dann haben wir gewonnenes Spiel. In Neuenburg werden wir wohl schon Nachricht vorfinden. Was zu der Expedition benötigt ist, Wagen, Pferde und Reiter, alles steht schon bereit.“

Als sie im Städtchen einritten, kam ihnen der von Kirchberg nach Teurbrul entsandte Bote bereits entgegen. Héricourt war auf die ihm überbrachte Nachricht sofort nach Freiburg abgefahren. Der Bote hatte, an der Seite des Wagenschlags mitreitend, ihn ein Stück Weges begleitet, war sodann unter dem Vorwand, daß ein Eisen des Pferdes sich gelockert habe, zurückgeblieben, war sofort wieder nach Teurbrul geritten und hatte dort den ihm angeblich unterwegs gegebenen Auftrag Héricourts überbracht, die Garderobe, den Schmuck, kurz sämtliche seiner Frau gehörenden beweglichen Besitz sofort nach Freiburg zu bringen. Ebenso habe das Kammermädchen mitzukommen. Dann war der Bote nach Neuenburg zurückgekehrt und hatte die dort bereitgestellten Wagen und Reiter auf Teurbrul losgelassen.

„Du siehst“, stellte Kirchberg befriedigt fest, „es bleibt für dich nicht mehr sehr viel zu tun übrig.“

„Fragt sich nur, ob sie in Teurbrul nicht Verdacht schöpfen? Ob das Kammermädchen überzeugt ist, im Interesse ihrer Herrin zu handeln und bereitwillig mit allem herausrückt.“

„Verdacht? Mein Bote ist zu Héricourt gekommen, ist mit ihm fortgeritten. Wie soll er nicht von ihm mit einer neuen Nachricht zurückgeschickt worden sein? Und das Kammermädchen habe ich, während ich Héricourt in Bern wußte, selbst in Teurbrul aufgesucht und ihr aufgetragen, alles bis ins Kleinste vorzubereiten. Ich denke, daß unser Wagen in Teurbrul bloß mehr aufzuladen braucht.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Weg.

Er will uns manchmal ganz entseilen
Und ist von Schatten fest umfassen.
Dann stehen wir in einem Bangen
Und wollen nimmer vorwärts schreiten.
Denn wenn wir furchtsam inne halten
Und mutlos auf ein Schicksal warten,
Dann sind wir wie ein schlechter Garten
Darin sich Blumen nie entfalten.

Mag auch der Weg uns oft entschwinden,
Die Dunkelheit muß wieder weichen
Und Sonne wird ihn hell bescheinen;
Dann werden wir ihn wieder finden
Und golden schimmern frohe Zeichen
Die mit dem Glüd uns ganz vereinen.

Franz Dingeldey

Der Fels von Sigiri.

Von G. W. Deininger.

Mit einem Freunde und mit unserem fughaleischen Führer Satnamurru stand ich auf dem Plateau des heiligen Berges Samanala Rand, des Adamspits. Wir bewunderten gebührend die von Gold und Juwelen umsäumte Niesenfussspur, die unser Vorfahre ein Jahrtausend lang auf einem Bein stehend und über den Verlust des Paradieses trauernd dort hinterlassen haben soll. Doch fesselnder als dieses Heiligtum der drei indischen Religionen war der Anblick des zu unseren Füßen liegenden Berglandes und des fruchtbaren Küstenstrichs, weit hinten umsäumt von den blauen Bogen des Golfs von Bengalen.

Satnamurru erkannte unser Verlangen, noch mehr der Wunder Ceylons zu sehen, und machte den Vorschlag, unseren Ausflug auf die Felsenburg von Sigiri auszudehnen; wir waren trotz geschwächter Reiskasse hiermit einverstanden.

So traf uns der andere Morgen auf dem Ritt durch die herrlichen fruchtbaren Täler der Neura Elwa zur Eisenbahnstation in Nawalapitura. Dort vertraute der Führer seine Pferde einem Freunde an, und wir fuhren nach Kando, blieben die Nacht über in der Stadt und reisten am anderen Tage mit der Bahn nach Matale. Der Motoromnibus trug uns weiter nach Dambulla, und dort hatten wir das Glück, einen Bekannten unseres Führers zu treffen, der uns für billiges Geld mit seiner zweirädrigen Karre zum achtzehn Kilometer

entfernten „Hotel Sigiri“ brachte, einem einfachen aber sauberen Bungalow in menschenverlassener Einsamkeit.

Schon von weitem ragte, rotglühend im Schein der Abendsonne, der Felskegel von Sigiri, das Ziel unserer Reise und Erwartung, aus dem Dschungel empor. Die rasch hereinbrechende Tropennacht verbot uns nach der Ankunft vor dem Bungalow die so sehnlich gewünschte sofortige Besteigung.

So saßen wir am Abend auf der Veranda des Hotels und ließen uns die Sage von der Entstehung der Felsenburg von Sigiri erzählen: „Einst vor sechzehn Jahrhunderten herrschte Mitta Sena, der Tamile, über das Reich von Anuradhapura. Da empörte sich Dhatu Sena, der Singhalese, gegen ihn, rief seine Landsleute zum Kampf und vertrieb den Tyrannen. Zum Dank wählten die Singhalesen Dhatu Sena zu ihrem König und lebten zwanzig Jahre lang glücklich unter seiner Regierung. Da brach das Verhängnis über den Herrscher herein. Er gab seine Tochter einem Neffen zur Frau und machte ihn zum Statthalter einer Provinz. Ein Zwist brach zwischen den Gatten aus; die Tochter des Königs wurde von ihrem Mann geschlagen. Diese Schmach brachte Dhatu Sena so in Wut, daß er zur Strafe seine Schwester, die Mutter des Abkömmlings, verbrennen ließ. Da zog der Neffe gegen den König, und dessen eigener Sohn, Kasapa der Fisklere, trat auf die Seite des Empörers. Sie besiegten den alten König, und als er sich weigerte, ihnen die Stelle zu zeigen, wo er seine Schätze verborgen hatte, ließ ihn der eigene Sohn gefesseln und mit Ketten an die Mauer seines Gefängnisses fesseln. Dann wurde Dhatu Sena lebendig eingemauert. Aber Kasapa sah sich nach seiner Schandtat von den meisten Anhängern verlassen; er wurde ein Geächteter, und sein Bruder schwor, den Vater an ihm zu rächen. Da flüchtete der Mörder mit einem Haufen von Abenteurern auf den Felsen von Sigiri, mitten im einsamen Dschungel. Er rodete das Land rings um sein kleines Reich, sprengte einen Steig in den Felsen und baute auf der Bergkuppe eine uneinnehmbare Festung. So sah er auf Sigiri, raubte und plünderte im ganzen Lande und zog sich in gefährlichen Augenblicken auf seine Burg zurück. Die Bewohner der Umgebung gehörten ihm und brachten aus Furcht um ihr Leben Nahrungsmittel nach Sigiri. Kasapas Macht wuchs, die Schätze häuften sich in seinem Schloß. Da wurde er übermütig und trat seinem Bruder in offener Fehdeklacht entgegen; er wurde geschlagen und nahm sich selbst das Leben. Seine Bande lief auseinander, und das Schloß von Sigiri verfiel.“

In der Frühe des nächsten Tages gingen wir zum Felsen, der Stätte dieser Sage, hinüber. Wir waren betroffen vom Anblick des unvermittelt aus dem Flachland senkrecht empor schießenden Kegels. Zuerst wollte es uns unmöglich erscheinen, diese glatten Wände zu erklimmen, und wir erkannten die Uneinnehmbarkeit der Feste in einer Zeit, da noch keine Geschütze bekannt waren. An den überhängenden Stein gefleht, fanden wir schließlich eine gemauerte Treppe, die in mehreren Absätzen zwanzig Meter hoch in den Felsen führte. Von dort aus wand sich ein in den Stein gehauener Steig empor, immer wieder in Windungen zu schwindelnder Höhe führend. Nur ein Mann fand hier Platz, und ein Krieger hätte allein dem Ansturm eines ganzen Heeres standhalten können. Nach langer mühseliger Kletterei langten wir auf der flachen, zwei, drei Absätze bildenden Kuppe an. Ein uns überraschender Rundblick über das Flachland im Norden mit seinen endlos erscheinenden Dschungelwäldern, nirgends von menschlichen Siedelungen unterbrochen, beehrte uns. Weit drüben im Süden winkten die Umrisse der Neura Elia zu uns herüber.

Wir suchten nach den Ruinen der Burg. Die Grundmauern standen noch, doch die Bogen und Hallen waren eingestürzt. Zwischen den Trümmern lag ein kleiner, düsterer Weiher, das „Bad der Königin“, von Lotusblumen umstanden. In nächster Nähe davon zeigte uns der Führer die Trümmer des großen Saales mit dem noch einsam stehenden schmutzigen Thronstuhl aus rotem Granit. Von hier aus ließ sich die ganze Kuppe mit den Resten der inneren Befestigungsanlagen um den eigentlichen Palast und davor die Trümmer der Vorburg, der Behausung der Truppen und ihrer Familien überblicken. Kein Mensch außer uns belebte die Öde dieser Ruinenstätten, und doch war es mir, als schaute ich die Krieger die Mauern bewachen, die Handwerker an den Wänden fleßen und neue Terrassen in schwindelnder Höhe bauen, um dem immer mehr anwachsenden Volk des Räuberkönigs neue Wohnungen auf dem engen Felsen zu schaffen.

Stundenlang kletterten wir über die Trümmer von Sigiri, immer wieder staunend über den eisernen Willen des Tyrannen, der hier auf dem nackten Felsen ein Wunder geschaffen hatte, ebenbürtig den größten Baudenkmälern der Welt.

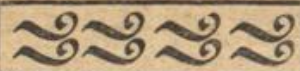
Dann stiegen wir den schmalen Pfad wieder hinab. Jetzt

erst fanden wir Gelegenheit, neue Sehenswürdigkeiten zu bewundern, die uns beim Hinweg verborgen geblieben waren. So saßen wir hier und da im Erupivogelstein tiefe Höhlen, und der Führer machte uns auf dortige Wandgemälde aufmerksam. Die Höhlen schienen aber vom Wege aus nicht erreichbar zu sein; nur zu einer von ihnen konnte uns Satnamutru einen halbschneckenartigen Pfad zeigen. Wir kletterten hinüber und standen vor einem lebensfrischen Gemälde, das anscheinend eine Szene vom Hofe Kasapas zeigte; die Königin umgeben von ihren Dienerinnen. Die gute Erhaltung der Fresken war erstaunlich, die Umrisse waren klar und lebendig, und die Gesichter zeigten noch die gelbe Farbe der Herrin und die dunkle Haut der tamilischen Sklavinnen. Wir tasteten uns wieder zum Weg hinüber und stiegen an anderen Gemälden, an Wohnhöhlen und Zisternen vorbei ins Flachland hinunter.

Am Nachmittag fuhrten wir mit dem wartenden Karren nach Dambulla zurück und genossen noch lange auf dem Weg den Anblick des einsam ragenden Fessens von Sigiri.

Welt u. Wissen

Gastfreundschaften in aller Welt. Wie so manche edle Eigenschaft hat auch die Gastfreundschaft mit der Entwicklung der Kultur ihren tieferen Sinn verloren. Man sieht heute Gäste bei sich, um seinen Geburtstag zu feiern, um die Tochter an den Mann zu bringen, um sich und die anderen gut zu unterhalten; man gibt Festlichkeiten zu wohlthätigen Zwecken oder wie bei den großen Bällen, um einem bestimmten Verein die Kassen zu füllen. Die Zeiten, da jeder Fremde als Gastfreund am Herd aufgenommen wurde und für heilig galt, sind bei uns dahin, seit es Hotels gibt, in denen man Unterkunft findet. Aber in fernen Ländern hat sich der Begriff der alten Gastfreundschaft noch lebendig erhalten, und in Arabien z. B. besteht noch die alte Überlieferung, daß „ein Mann seinen eigenen Körper zer schneiden muß, um seine Gäste zu speisen“. Eine vielgereiste englische Dame, Rosita Forbes, die von ihren Gastfreundschaftserlebnissen in aller Welt plaudert, berichtet, daß bei den Beduinen jeder Fremde, der an die Tür pocht, drei Tage beherbergt und gespeist werden muß, bevor irgend eine Frage an ihn gerichtet wird. Der Wirt und seine Söhne sind für die Sicherheit des Gastes verantwortlich und müssen jede Beleidigung, die ihm angetan wird, wenn es notwendig ist, selbst mit ihrem Leben rächen. Welcher europäische Gastgeber könnte sich mit Ibn Saud, dem Sultan von Rejd, vergleichen, dessen Diener von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang jedem, der darum bittet, Öl und Brot reichen, ohne eine Frage zu stellen. Man erzählt, daß ein Mann mitten in der Nacht an die geschlossene Pforte seines Palastes klopfte und, als ihm niemand öffnete, sich unter das Fenster der Herrschers setzte und sagte: „Seit wann, o Sohn Abduls Kaders, hat ein Araber vergebens an deiner Tür geklopft?“ Der Sultan hörte ihn und ging selbst herunter, um ihn zu bedienen. „Als ich auf der Südsee-Insel Tonga war“, erzählt die Verfasserin, „sah ich den Bruder des Königs ein. Der Prinz befand sich wegen Schanddiebstahls im Gefängnis, aber er konnte dabei jeden Nachmittag in seinem Staatswagen ausfahren. Am Tor des Gefängnisses stand geschrieben: „Diejenigen Gefangenen, die nicht bis 6 Uhr nachmittags zu Hause sind, werden für die Nacht aus geschlossen.“ Ich wurde in diesem lustigen Gefängnis reich bewirtet und mit interessanten Tänzen unterhalten. Als ich mich fortbegeben wollte, stellte es sich heraus, daß der Aufseher die Tür verriegelt hatte und nach dem anderen Teil der Insel gegangen war. So verbrachte ich die Nacht im Gefängnis; mein königlicher Wirt räumte mir seine Matte ein, die ich mit riesigen Küchenschwaben teilte. Auf meinen zehnjährigen Reisen habe ich ideale Wirte in vielen Teilen der Welt kennen gelernt. Da war ein arabischer Fürst, der mir ein ganzes, mit Stroh gefülltes geröstetes Schaf zum Frühstück sandte, und als ich nach seiner Meinung nicht genügend davon verzehrte, einen ganzen Eimer von Mostschische darübergießen ließ, um meinen Appetit anzuregen. Dann wohnte ich bei einem kleinen deutschen Pflanzer auf Samoa, der mir einen köstlichen Braten vorsetzte und mir beim Abschied sagte: „Ich freue mich so, daß Sie gerade heute kamen, denn gestern wurde mein Pferd krank und starb. Nun haben wir es zusammen gegessen!“ Ein vollendetes Beispiel vor Gastlichkeit bot eine ältere Dame, deren kostbarster Besitz zwei chinesische Ming-Vasen waren, die auf dem Kamin standen. Ein Herr klopfte an eine und brach sie dabei in Stücke. Die Wirtin blieb ruhig. Der Gast entschuldigte sich vielmals und bemerkte: „Ich weiß gar nicht, wie mir das passiert ist. Ich habe doch bloß so gemacht.“ Dabei klopfte er an die andere Vase, die ebenfalls zerbrach. Trotzdem behielt die Dame des Hauses ihr Lächeln.“



Spare in der Zeit.

Die letzten Veröffentlichungen der Statistik der Sparlassen zeigen, daß in unserem Volke wieder der Sinn zum Zusammenhalten erwacht ist. „Die Zahlen wachsen.“ Und das ist ein großer Fortschritt; denn die uralten deutschen Tugenden, Einfachheit und Treue, glätten den Weg zur einstigen Höhe. Was ehemals eine gute Gewohnheit war, der Sparsinn des Volkes, — er sammelt sich wieder an. Die Zeit, in der es einmal hieß: „Kaufe bald, so sparst du Geld,“ die ist, gottlob vorüber und der Sparsinn, durch die Verhältnisse damals niedergezwungen, hebt sein Haupt. Wir wissen alle, daß unser Volk ein armes geworden, und daß nur durch stetige Arbeit und Genügsamkeit allmählich wieder ein Aufleben, ein Erstarken kommen kann. — Wer aber erzieht mit zum Sparen? Die Mütter, die Hausfrauen. Ihnen, denen die erste Jugend der Kleinen gehört, ihnen liegt es ob, die Sparsamkeit wieder zu einer Gewohnheit heranzubilden. — Heute lohnt sich schon das Vorhersehen, und die Eltern, die durch ihr Beispiel die Wahrheit des Spruches: „Wer spart, das bringt ihm großen Zoll, — macht Küche, Keller und Boden voll,“ den Kindern vor Augen führen, helfen mit am Aufbau des deutschen Vaterlandes. Auch das Kind begreift bald, daß man mit der Sparsamkeit zeitig anfangen muß, solange noch etwas vorhanden ist. Tut man es hernach erst, wenn einem die Flügel verschnitten und nichts mehr da ist, so spart es sich übel. — Gerade unsere Jugend, die Halb- wüchsigen, die vielleicht schon im Erwerb stehen, die neigen nicht zur Sparsamkeit. Die Scheine fliegen leicht aus der schnell geöffneten Hand; sie hat nicht gelernt, festzuhalten. Die Härte, die Alternde abbaute und Heranwachsenden schnell Brot gab, die tötete mit dem Sparsinn. Jugend denkt selten an einen Wechsel der Verhältnisse. — Jetzt lernt sie es wohl, und die Mutter, die da spart, ohne zu tadeln, ohne dem Geiz die Hand zu reichen, sie ist eine gute Vorfürerin, eine vorbildliche Gewöhnerin zum Sparen. Die Bahn, die über Mäßigkeit zur Selbstüberwindung führt, macht ein Volk stark. Reizsinn und Genußsucht sind von jeher bei allen Geschlechtern ein Zeichen des Niederganges gewesen. — Sieht erst der einzelne ein, daß „viele Wenig ein Viel“ ausmachen, so wächst die Lust am Zusammenhalten; die Marktschreie werden langsam zu Hunderten; so wird Sparen wieder ein Verdienen. — Das alte, wohlgeheirte Sparfassenbuch hat wieder seinen Platz in der Familie. Die Großeltern, die Eltern schenken den Kindern Geld für die Sparsasse. Die Hausfrau hält ihr Dienstmädchen an, den Wert eines solchen Buches zu begreifen. Sie sucht sie zu überzeugen, daß Flittertramp und Nichtigkeiten keinen Sinn haben, und das Anwachsen der Summe auf der Sparsasse zur gelegenen Zeit den größten Vorteil bringt. Auch die Schule mahnt zum Sparen. — Wie in der „guten, alten Zeit“ setzt die Hausfrau ihren Stolz darin, auch mit dem Pfennig, dem Groschen zu rechnen; sie dämmt unnütze Ausgaben ein und sucht auch die Umgebung davon abzuhalten. — Schummert nicht in jedem Menschen der Drang, etwas zu erwerben, vielleicht einmal durch Erworbenes eine gewisse Selbstständigkeit zu erringen? Und ist das Sparen nicht der beste Helfer dazu? — Sparen fängt mit dem Pfennig an. Da fällt mir ein altes Gedicht aus der Kinderzeit ein, an das ich so oft im Leben gedacht habe. Es handelt von den „Drei Pfennigen“. — Der erste, der Zehrpennig heißt. Sein Name euch dahin wohl weist, daß jeder Tag laut mahnend spricht: Vergesst ihn mir fürs Essen nicht! Wenn dieser Pfennig nie ausgeht, bei dem es wohl im Hause steht. — Der zweite wird der Notpfennig genannt. Es ist ja jedem wohl bekannt, daß Not's es gibt soviel im Leben, die Kinder, — vieles noch daneben. Wohl, wohl dem Haus, das früh und spät für solche Not den Pfennig hat. — Am wert'sten wohl der dritte bleibt, denn, wenn das Leben oft auch treibt — In Müß' und Sorgen vielerlei, — So bleibt euch immer wohl dabei, — Gebt ihr den Gottespfennig gern; denn solch ein Haus ruht wohl im Herrn.“ Hanna Junk.

Selbstbefinnung.

Von Frauenrecht und Frauenpflicht.

Von Käthe Brustat-Schneidermann.

Mannigfaltig sind die Pflichten und groß die Aufgaben der Frau von heute. Es ist keine Kleinigkeit, zu wissen, daß auf dem, was wir tun und denken und was wir unsere Kin-

der tun und denken lehren, die Zukunft und das Schicksal unseres Vaterlandes beruht. Verantwortung drückt und bezieht uns, unsere Kräfte und Fähigkeiten aufs äußerste anzupassen. Aber sie gibt uns auch Freude und innere Befriedigung: Nichts ist schöner als die Müdigkeit, die von gut getaner Arbeit und erfüllter Pflicht herkommt.

Doch um unsere Arbeit zu tun, müssen wir auch immer neue Kräfte sammeln. Sieht es nun mit der körperlichen Muße, die hierzu nötig ist, für die Durchschnittsfrau und Mutter schon recht kümmerlich aus, so ist es vollends kläglich um ihr inneres Ausruhekönnen bestellt. Findet sie wirklich einmal die Zeit, sich ohne irgend welche Beschäftigung nur stille hinzusetzen, so wird dies bewußt oder unbewußt von den Familiengestirnen, die um sie als die leben- und wärmependende Sonne kreisen, als ungewöhnlich, wenn nicht sogar als ungebührlich empfunden. Daß die Frau und Mutter immer für alle erreichbar und das Echo aller Leiden und Freuden ist, daß sie stets sich selber zurücksetzt und für alle Fragen eine Antwort, für alle Anliegen eine Erfüllung weiß — das ist unzweifelhaft und selbstverständlich!

Es ist ein Ehrengewinn für die deutsche Durchschnittsfrau, daß man so denkt. Und doch kann eine Frau geben und immer wieder nur geben, wenn sie nie die Möglichkeit hat, ihre Bestände aufzufüllen? Nein, das kann sie nicht! Die Fragen, die sie lösen soll, müssen ihr erst selber klar geworden sein. Die Liebe und die Ruhe, die sie ausströmen soll, kann ihr nur aus dem eigenen inneren Gleichgewicht kommen. — Man muß Zeit haben, den Brunnen, aus dem alle schöpfen, sich wieder füllen zu lassen. Dazu muß man stille und allein. . . . Man muß sich besinnen können!

Man erreicht nicht immer alles, was man sich vornimmt, und den Erfolgen reihen sich auch zuweilen Fehlschläge an. Man will nicht immer, was man kann, und man kann nicht immer, was man möchte. Wie oft muß man so erst mit sich selber fertig werden, wie oft ist man in Zweifeln oder mißmutig und verzagt! Aber die Umgebung darf nichts davon merken, man will und muß sich allein zurechtfinden. Man schafft es ja auch schließlich und ermöglicht es immer wieder, allen und allem gerecht zu werden, aber unter welcher Anspannung der Körper- und Seelenkräfte! Gerade dies Gefühl, daß man für alle dazusein hat, daß alle etwas von einem wollen und erwarten, das wirkt oft wie eine Peinliche, die uns antreibt bis zum Zusammenbrechen.

Wenn man Zeit hätte, stille zu sein und sich zu besinnen, dann wäre das alles leichter!

Man braucht einen stillen Platz, und man braucht stille Stunden, in denen man einmal nur für sich selber da ist! Wo man sich über sich selber und seinen Weg klar wird; wo man ausklungen und verebben lassen kann, was einen aufregte; wo man sich lösen kann von den Dingen, um sie entfernter und unbefangener zu betrachten, und wo man auf die innere Stimme seines Gewissens horcht. . . . Solche Stunden entslasten uns gestärkt und froh zu neuer Arbeit, und ihren Segen werden nicht nur wir selber spüren!

Denkt daran, ihr Mütter und Frauen: Um geben zu können, muß man zuzeiten in sich selber stille sein. Diese stillen Stunden sind euer Recht und eure Pflicht. Nehmt sie euch, besteht auf ihnen, ja erzwingt sie euch, wenn es nicht anders geht!

Sie sind wahrlich keine verlorene Zeit!

Kleine Kniffe im Haushalt.

Ein guter Hausmacherritt. Wenn es sich darum handelt, z. B. in der Haushaltung ein Glas- oder Porzellanstück, ein Spielzeug oder dergl., wenn es zerbrochen, schnell zu verleimen, so löst man in einem erwärmten Löffel etwas weiße Gelatine mit ein wenig Essig auf und bestreicht die zu verleimenden Gegenstände mit der erhaltenen klaren Lösung. Hat man dem Essig einige Körnchen chromsaures Kali zugesetzt und das verleimte Stück einige Zeit dem Lichte ausgesetzt, so kann man es sogar nachher in Wasser legen, ohne daß es an der verleimten Stelle auseinander geht.

Reinigung von Räumen und Bürsten. Räume und Bürsten sollen regelmäßig wöchentlich gereinigt werden. Diese Arbeit ist nicht sehr beliebt, weicht man aber die Sachen in Wasser mit etwas Salmiakgeist ein, so ist nur noch ein Nachspülen mit klarem Wasser nötig. Die Reinigung ist ganz ohne weiteres Zutun vonstatten gegangen. Bürsten müssen bekanntlich während des Trocknens stets mit den Borsten nach unten liegen.